

Günter de Bruyn

Dankrede zum Hoffmann von Fallersleben-Preis

am 22.Juni 2008 in Wolfsburg

Da Personen mit dem Namen Hoffmann in Deutschland schon immer zahlreich waren und im Laufe der Geschichte mindestens elf von ihnen als lexikonwürdige Literaten hervortraten, war ich dem Hoffmann, in dessen Namen Sie mich heute erfreulicherweise auszeichnen, schon immer für den Einfall dankbar, seinem Allerweltsnamen den seines Geburtsortes anzuhängen, so dass er mit dem Gespenster-Hoffmann, dem Struwelpeter-Hoffmann oder dem sehr viel älteren Erfinder der Hoffmannstropfen nicht verwechselt werden konnte und er zugleich dem Ort seiner Geburt zu größerem Ansehen verhalf.

Von Fallersleben, das klingt wie ein Adelsname, und den Verdacht, der Dichter habe sich mit diesem Namenszusatz als Adliger ausgeben wollen, scheint es damals tatsächlich gegeben zu haben, denn Hoffmann stellte das 1840 mit einigen Versen richtig – überflüssigerweise für jeden, der seine Dichtungen kennt. Hatte doch schon der Siebzehnjährige die neuerstarkte Herrschaft des Adels der Freiheitsbeschränkung beschuldigt und später in seinen Gedichten Fürsten und Adlige mit satirischer Anklage nicht verschont. Nein, der 1798 in Fallersleben geborene August Heinrich Hoffmann, Sohn eines Gastwirts und Bürgermeisters, war von Herkunft und Geisteshaltung durch und durch Bürger, und zwar ein politisch nicht nur interessierter, sondern auch aktiver, der in den Jahrzehnten der Restauration seine Freiheitsforderungen hören ließ. Dem Versuch der Fürsten, den auf mehr Demokratie zielenden Geschichtsverlauf anzuhalten, setzte er seine politische Dichtung entgegen, – man könnte, wie früher üblich, auch sagen, seinen Gesang.

Denn er, den seine Zeitgenossen als Mann von hünenhafter Gestalt mit blonder, bis auf die Schultern fallender Haarpracht beschreiben, war tatsächlich ein leidenschaftlicher, mit voller Bassstimme ausgestatteter Sänger und in dieser Hinsicht ganz ein Kind seiner sangesfreudigen Zeit. Fast alle seine Gedichte sind gedacht und geeignet als Liedtexte, viele wurden auf schon vorhandene Melodien gesungen, oder sie wurden speziell vertont. Viele der Komponisten, die seinen Texten Melodien gaben, gehören zu den Großen der deutschen Musikgeschichte, angefangen von Zelter und Felix Mendelssohn-Bartholdy über Schumann, Lortzing, Erk und Silcher bis zu dem mit ihm befreundeten Franz List.

Vielleicht war damals das allgemeine Musikbedürfnis nicht größer als heute, aber seine Befriedigung verlangte mehr Einsatz. Während die Leute es heute, manchmal in nervtötender Weise, mit Tonkonserven technisch befriedigen können, mussten sie damals aktiv dabei sein. Die Dilettantenkunst des Singens und Musizierens stand zu Hoffmanns

Zeiten in Blüte. Lyrisches zu vertonen war üblich und fand auf dem Umweg über Musikverlage auch Abnehmer. Die Volkslieder, die Arnim und Brentano in „Des Knaben Wunderhorn“ gesammelt hatten, wirkten nicht nur auf die Dichtung, sondern auch auf die Tonkunst. Auf den Bühnen erfreuten sich Singspiele und Opern großer Beliebtheit. Heinrich Heine, der 1821 in Berlin studierte, geriet in komische Verzweiflung, als nach der erfolgreichen Aufführung von Webers „Freischütz“ auf allen Straßen, in Palästen und Dienstmädchenkammern „Wir winden dir den Jungfernkranz“ gesungen oder geträllert wurde. Die Musenalmanache, die in Mode waren, enthielten fast alle zu einigen der abgedruckten Gedichte auch die Notenbeilagen. Nach dem Beispiel der Berliner Singakademie fanden sich bald überall Laienchöre oder sogenannten Liedertafeln zusammen, die auch Goethes „Heideröslein“ und Schillers „Lied an die Freude“ sangen, mehr aber wohl sogenannte Gesellschaftslieder, wie Kotzebues lange noch beliebtes „Es kann ja nicht immer so bleiben, hier unter dem wechselnden Mond“, das auch in Hoffmanns Kindheitsjahren in Fallersleben erklang. Solche politisch harmlosen, damals beliebten, heute so gut wie vergessenen Gesellschafts-, Trink- und Liebeslieder hat auch Hoffmann viele geschrieben. Auch die zweite Strophe seines Deutschlandliedes, das heute bei uns jeder kennt, aber nicht jeder mag, handelt bekanntlich von Frauen, Treue, Wein und Gesang.

Es ist aber nicht nur das Deutschlandlied, immerhin unsere Nationalhymne, das uns zu ehrenhaftem Gedenken Hoffmanns ermuntert, es sind auch seine anderen politischen Dichtungen und, nicht zu vergessen, die für Kinder geschriebenen Lieder, von denen einige, wie „Summ, summ, summ, Bienchen summ herum“ oder „Ein Männlein steht im Walde ganz still und stumm“ die Anonymität von Volksliedern angenommen haben und über viele Generationen hinweg mit ihren einfachen Melodien quicklebendig geblieben sind. Sieht man ab von dem „Lied der Deutschen“, haben seine Kinderlieder seine politischen Verse an Haltbarkeit sogar übertroffen. Sie haben mehrere deutsche Staaten und zwei Weltkriege überstanden, ob sie aber der heutigen Invasion des Kinderkitsches in Werbung und Fernsehen werden standhalten können, stehe dahin.

Politische Gedichte, für die man ja auch den Begriff Zeitgedichte verwendet, sind an die Gegebenheiten ihrer Zeit gebunden, also für Dauer gar nicht gedacht. Fürstenschelte verliert ihren Sinn mit der Abdankung der Fürsten, und die Sehnsucht nach Einheit schwindet, wenn sie errungen ist. Solange aber noch Kinder in den Schlaf gesungen werden oder über den Anbruch des Frühlings Freude empfinden, werden Lieder wie „Wer hat die schönsten Schäfchen, die hat der goldne Mond...“ oder „Alle Vögel sind schon da“ nicht so schnell alt. Die Schlafenszeit kommt täglich, die Frühlingszeit jährlich wieder, die politische Situation

aber, auf die ein politisches Gedicht zielte, kommt in dieser konkreten Form niemals wieder. Das Gedicht wird mit seinem Stoff zusammen Geschichte und ist möglicherweise nur noch dem historisch Gebildeten ganz verständlich, besonders wenn es, wie die meisten von Hoffmann, mit den Mitteln der Ironie oder der Satire hantiert. Anspielungen werden manchmal schon wenige Jahre nach den Geschehnissen nicht mehr verstanden, und wenn sie erklärt werden, ist zwar das Wissen erweitert, aber der Witz ist dahin. Man liest sie wie historische Lektionen, vielleicht mit Interesse, aber packen können sie nicht. Und trotzdem können wir sie nicht nur ehren, sondern uns auch von ihnen inspirieren lassen, von der Geisteshaltung nämlich, die sie hatte entstehen lassen, von dem starken Freiheitswillen und nicht zuletzt von dem Mut, den der Dichter mit der Herausgabe seiner kritischen Gedichte in den Jahren drückendster Unfreiheit bewies.

Dass der wohlbestallte Professor, dessen Gelehrsamkeit sich schon vielfach als verdienstvoll erwiesen hatte, dichtend zum politischen Aufrührer wurde, hängt sicher auch mit den Schicksalen seiner Heimat zusammen, die im ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts, in das Hoffmann hineinwuchs, zum Spielball der europäischen Mächte geworden war. Das mit Großbritannien verbundene Kurfürstentum Hannover, zu dem Fallersleben bei Hoffmanns Geburt gehört hatte, erlebte preußische und französische Besetzungen, wurde 1807 Teil des französisch dominierten Königreichs Westfalen, focht mit den Preußen zusammen in den Befreiungskriegen und erlebte nach dem Wiener Kongress seine Restaurierung als Königreich. Die preußischen, französischen und russischen Soldaten, die zu den Kindheitserlebnissen Hoffmanns gehört hatten, waren als Quartiergäste gleich lästig gewesen, die Herrschaft des Königs Jerome von Westfalen aber war zwar der hohen Steuern und der unbarmherzigen Rekrutierung für die Armeen Napoleons wegen voller Drangsal gewesen, hatte andererseits aber auch das Ende der Adelherrschaft durch die Gleichstellung der Stände gebracht. Dass das Kind zwar die aus Frankreich importierten Segnungen als solche erkannte, gleichzeitig aber für die antifranzösischen Rebellen Ferdinand von Schill und Andreas Hofer schwärmte, macht die inneren Konflikte der Patrioten deutlich, vor denen sie auch in den Befreiungskriegen noch gestanden hätten, wären die Fürsten nicht so klug gewesen, den Kampf um nationale Befreiung auch als einen um die innere Befreiung auszugeben. „Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen“, dichtete Theodor Körners in seinem „Aufruf“ und war davon wohl auch überzeugt.

Die tiefe Enttäuschung der Befreiungskrieger, denen nach dem Sieg statt des erhofften einigen und freien Deutschland die restaurierte Macht von fünfunddreißig deutschen Fürsten samt strenger Zensur und der Unterdrückung von Einheitsbestrebungen serviert

wurde, klingt in Hoffmanns politischen Gedichten immer wieder an. Bei ihm und anderen Gleichgesinnten sind dabei die nationalen und die demokratischen Bestrebungen dieselben, und auch die restaurierte Macht sah in beiden gleichzeitig die große Gefahr. Die von ihr Demagogen oder Jakobiner Genannten wollten die deutsche Einheit, waren also Feinde der Fürsten, und sie wollten Verfassungen, also eine Beschneidung der fürstlichen Macht zugunsten der Mehrheit. Der Untertan wollte Staatsbürger sein.

Diese von der Französische Revolution angeregte Verflechtung des Demokratischen mit dem Nationalen hatte durch Napoleons Eroberungspolitik in Deutschland eine Verstärkung des nationalen Elements bis hin zum Nationalistischen erfahren, was schon in Fichtes „Reden an die deutsche Nation“ von 1807 zu erkennen gewesen war. Vorkämpfer der Demokratie wie Ernst Moritz Arndt oder der etwas kuriose, aber einflussreiche Turnvater Jahn waren auch wütende Franzosenhasser und Nationalisten, und beides wurde von den restaurativen Mächten der Heiligen Allianz bekämpft. Metternichs gern als Friedhofsruhe bezeichneten Friedensjahrzehnte konnten nur durch die Bändigung der demokratischen und der nationalen Bestrebungen so lange währen. Die verrufenen Karlsbader Beschlüsse von 1819, die freies Reden und Schreiben ersticken sollten, waren für seine Politik eine Notwendigkeit.

Diese Einheit demokratischer und nationaler Bestrebungen, von denen die letzteren (übrigens nicht nur in Deutschland) oft zu nationalistischen Überspannungen ausarteten, macht uns, die wir das eine wollen, das andere nur mit Vorsicht genießen oder auch bekämpfen, das historische Urteilen über Gestalten, die beides verkörpern so schwierig, weil mit einem pauschalen Verdammungsurteil auf Grund haarsträubender nationalistischer Aussagen, wie man sie zum Beispiel bei Arndt findet, auch ein Stück demokratischer Tradition mit verloren geht. Was da hilft, ist nur eine von historischem Verständnis getragene Differenzierung, ein Ja und Aber, oder auch ein Trotzdem. Historische Gestalten, deren Ansichten sich mit den unseren vollkommen decken, sind in der Weltgeschichte nirgends zu finden, und keine hat ahnen können, welches Unheil aus der Tradierung von, beispielsweise, nationalistischen Meinungen später erwuchs.

Die Frage, ob bei dieser ursprünglichen Verschmelzung von Demokratie und Nation heutzutage aus der Schwächung oder gar Abschaffung nationaler Souveränitäten zugunsten Europas möglicherweise auch eine Schwächung der Demokratie entstehen könne, kann schon Sorgen bereiten, soll uns hier aber nicht beschäftigen. Ich möchte vielmehr, beim Thema Hoffmann bleibend, darauf hinweisen, dass man diese Zusammenhänge bedenkend, auch Hoffmanns „Deutschland, Deutschland über alles“ mit historischem Verständnis betrachten

muss. Gegen die gewöhnliche, oberflächliche, weil unhistorische Lesart: Deutschland bedeutet mir mehr als andere Länder (die, nebenbei gesagt, doch wohl auch nicht zu verurteilen wäre) kann ich in Kenntnis der politischen Lage zur Entstehungszeit des Liedes auch die folgende setzen: Deutschland bedeutet mir mehr als die Fürsten, durch die es zerrissen ist. Statt also wie üblich und gefordert die Fürsten zu besingen, bringt Hoffmann dem Land und seinem brüderlich zusammenstehendes Volk ein Lebehoch!

Das „Lied der Deutschen“ entstand in den Jahren, in denen Hoffmann unter dem Titel „Unpolitische Lieder“ seine politischen Gedichte veröffentlichte und mit ihnen Aufsehen erregte, das durch ihr Verbot nur noch wuchs. Das war in den Jahren 1840 und 1841, er war damals schon Anfang vierzig, aber noch ledig, ein verdienstvoller Germanist, Begründer der Niederlandistik, für die er schon als Dreiundzwanzigjähriger in Holland Ehrendoktor geworden war. Nun wurde er seines Professorenpostens in Breslau enthoben, aus Preußen, später auch und immer wieder aus anderen deutschen Staaten ausgewiesen, lebte lange Jahre hier und da als Verfolgter, ohne seine liberalen Ideen eines freien und geeinten Deutschland aufzugeben. Es gibt also Grund genug für Demokraten, ihm ein ehrendes Andenken zu wahren – und es notfalls auch zu verteidigen gegen puristische Sittenwächter einer politischen Korrektheit, die an historische Gestalten die Maßstäbe von heute anlegt, aller Welt Vaterlandsliebe zugesteht, nur nicht den Deutschen, und jedes historische Verständnis vermissen lässt. Im Namen der Toleranz ist da manchmal eine intolerante Gesinnungsschnüffelei zu spüren, die an die zu Hoffmanns Zeiten denken lässt..

Da verübelt es man dem Dichter des „Liedes der Deutschen“, Deutschland mehr als andere Länder zu lieben, ohne zu bedenken, dass die Anrufung eines geeinten Deutschland ohne die Erwähnung der vielen noch regierenden Fürsten allein schon eine Oppositionshandlung war. Da unterstellt man ihm, mit dem „Über alles in der Welt“ nicht „Lieben“ sondern „Herrschen“ gemeint zu haben und wirft ihm der Maas- und Memelgrenzen wegen großdeutsches Machtstreben vor. Dass Hoffmann dreißig Jahre vor der kleindeutschen Reichseinigung sich wie alle politisch Denkenden damals (auch die Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung von 1848 übrigens) nur ein Deutschland aller Deutschen mit Einschluss Österreichs hatte vorstellen können, er also beileibe nicht an Eroberung dachte, wird nicht zur Kenntnis genommen, und sein späteres Lobgedicht auf Kaiser Wilhelm I. von 1871, das die Freude über die Einheit ausdrückte, wird als eine Art Widerruf seines lebenslangen Ringens um Liberalität angesehen.

Einheit und Freiheit waren die Ziele, die Hoffmann hatte herbeidichten wollen. Das eine, nämlich ein einiges Deutsches Reich mit Parlament und allgemeinem Wahlrecht, war nun erreicht worden und konnte von ihm, wie von fast allen Liberalen, guten Gewissens bejubelt werden, da er dabei das andere, nämlich die Geistesfreiheit, nicht aus den Augen verlor. Und Hoffmann, inzwischen schon vierundsiebzig, aber auf Freiheit bedacht und satirisch gestimmt wie immer, gab auch noch in seinen letzten Jahren (er starb 1874) dem Kaiserreich seine kritischen Anmerkungen mit auf den Weg. Er kritisierte die Gründerzeit, in der das Geldverdienen höher als politische und kulturelle Verdienste geachtet wurde, schlug vor, den durch Spekulationen Reichgewordenen eine Bürgerkrone aus Aktien flechten, und sein „Morgenlied“ eines Gründers beginnt mit den Zeilen: „Verschwunden ist die dunkle Nacht, / Schon glänzt die Börse in neuer Pracht“.

Nach wie vor aber blieb ihm die Freiheit das wichtigste Anliegen. Wie er im Vormärz versucht hatte, den schlafenden deutschen Michel aufzuwecken, so wollte er 1872 nun die Poeten, die im Kriege ihre Verse gegen den der äußeren Feind gerichtet hatten, zum Kampf in der „größeren Schlacht um die Freiheit des Geistes“ ermuntern. Doch nimmt die letzte Strophe seines Liedes „An die deutschen Kriegspoeten“ seinen Misserfolg schon vorweg. „Ihr schweigt in diesen ernsten Tagen, / Gleichgültig sitzt ihr daheim. / Ihr seid wie auf das Maul geschlagen / Und wagt für Deutschland keinen Reim.“

Da dem Traum vom vereinten Deutschland mit dessen Realisierung die Traumqualitäten verlorengegangen waren, folgte bei ihm, wie wir das ja kennen, dem Vereinigungstaumel eine Enttäuschung – die aber möglicherweise, so kann man vermuten, bei ihm auch ein wenig damit zu tun hatte, dass man nicht, wie er gehofft hatte, das damals schon viel gesungene Deutschlandlied zur Staatshymne des neuen Reiches erkor. Da seinem Lied der Kaiser und König fehlte, passte das „Heil dir im Siegerkranz“, das den Kaiser anhimmelte, besser. Erst die Republik machte es 1922 amtlich zur Hymne, später verlor seinen guten Ruf unter Hitler und steht nun, wieder nicht unumstritten, mit seiner unschuldigen dritten Strophe dem heutigen Deutschland zu Diensten, wenn es, selten genug, nach Staatsfeierlichkeiten verlangt.

Es war dies, wie ich heute, nach Überwindung mancher inneren Hemmnisse finde, eine kluge Entscheidung. Die Trias von „Einigkeit, Recht und Freiheit“ entspricht dem Selbstverständnis unseres Staates. Die altfränkische Formulierung von des „Glückes Unterpfand“ genügt, wie auch die Melodie, dem Bedürfnis nach Traditionen. Und mit dem Autor knüpft man an ehrenwerte demokratische Vorläufer an. Zu bemängeln ist nicht der Text der Hymne, sondern die mangelnde Textbeherrschung, wie man häufig beobachten kann.

Wie sehr nicht nur Nation und Demokratie, sondern auch Einigkeit, Recht und Freiheit eng miteinander verflochten waren, soll zum Abschluss meines Nachdenkens über den Poeten aus Fallersleben ein Blick auf die Zensur seiner Zeit zeigen, die verständlicherweise oft Angriffsziel seiner politischen Dichtung war. Sie erreichte bekanntlich in den Jahren zwischen den Karlsbader Beschlüssen und der Revolution von 1848 eine beachtliche Blüte, die uns heute freilich, verglichen mit der Blütenpracht, die sie in Hitler-Deutschland und auch in der DDR treiben konnte, kümmerlich scheint.

Damals, wie später immer wieder, war das Zensurbüro der Ort, an dem die herrschende Macht über die Literatur siegte, doch handelte es sich dabei fast immer um Pyrrhus-Siege, da Literatur eine längere Verfallszeit als die jeweiligen politischen Konstellationen hat. Mancher Zensor zu Hoffmanns und auch zu unseren Zeiten hat noch erleben müssen, dass die von ihm verbotenen Werke in der Öffentlichkeit Triumphe feiern konnten. Da aber Zensoren immer im Sinne der bestehenden Ordnung handeln, nur ihre Dienstvorschriften erfüllen, oft sogar, wie im Vormärz, nach bestehendem Recht urteilen, haben sie immer ein so gutes Gewissen, wie es der prinzipienfeste Kalif Omar hatte, als er im Zuge der islamischen Missionierungen im Jahre 641 Alexandria eroberte und die dort befindliche größte Bibliothek der Antike der Sage nach mit folgender Begründung verbrannte: Widersprüche die darin lagernden Bücher dem Koran, seien sie für die Menschheit schädlich, sagte sie aber dasselbe wie der Koran, überflüssig; es sei also besser, sie würden verbrannt.

Nun ist wahrscheinlich diese Geschichte nicht wahr, sondern nur gut erfunden, aber falls, wie man auch vermutet, übereifrige Christen damals die Brandstifter waren, wäre eine in ihrem Sinne umformulierte Geschichte nicht weniger treffend; denn immer geht es bei Zensur oder Bücherverbrennung um Machtfragen, für die die Reinerhaltung der herrschenden Lehrmeinung nur Vorwand ist. Die Zensur, in welchen Formen auch immer, verschärft sich, wenn die Macht sich bedroht fühlt. In Kriegs- oder Terrorzeiten kommen auch liberale Staaten, wie wir wissen, ohne sie nicht ganz aus. Um den Feinden der Freiheit keine Gelegenheit zur Vernichtung der Freiheit zu geben, muss man die Beschränkung der Freiheit manchmal auch für notwendig erachten, man darf nur nie vergessen, dass es solche sind. Dem paradoxen Automatismus, der immer entsteht, wenn man die Freiheit zu ihrem Schutz opfert, ist wohl tatsächlich nicht auszuweichen, man muss sich der Ausnahmeregelung aber immer bewusst bleiben, um nicht am Ende dem abzuwehrenden Feind zum Verwechseln ähnlich zu sein.

Um aber auf Hoffmann und seine dreiteiligen Forderungen zurückzukommen, so war für ihn persönlich in der Zeit seiner Verfolgung die fehlende deutsche Einigkeit nur ein Segen, weil die Ausweisung aus einem der deutschen Staaten ihm die Einreise in einen andern erlaubte, in dem das Rechtsverhältnis und damit auch die Zensurausübung ein wenig anders war.. Im Gegensatz zu moderneren Praktiken, (denen in der DDR zum Beispiel, deren Zensur besonders unberechenbar war, weil sie offiziell nicht existierte), hielten sich die Zensoren damals vorwiegend an dafür geschaffenes Recht und Gesetz. Hoffmann Forderungen nach Recht und Einheit wären ohne die dritte Forderung also unsinnig gewesen, denn die Freiheit war es, die die beiden andern bestimmen musste. Einheit kann ja bekanntlich auch der Unterdrückung dienen, und das geschriebene Recht kann auch Zementierung von Unrecht und Unfreiheit sein.

Von Kindesbeinen an bis Grabesnähe flossen Hoffmann die Verse leicht aus der Feder. Dass sie zu den besten zählen, die wir in der deutschen Literatur haben, wird wohl niemand behaupten wollen, wohl aber dass sie zur besten demokratischen Tradition gehören und in ihnen ein mit Vaterlandsliebe verbundener unbändiger Wille zur Freiheit lebt. Als Hoffmann Amt und Brot verlor hatte und aus Preußen vertrieben wurde, tröstete er sich, wie immer bei Schicksalsschlägen, mit Versen. Dass das Gedicht, das sein Berufsverbot thematisiert, nicht, wie zu erwarten, mit einer Verdammung des ihn verfolgenden Staates, sondern mit einem Vivat auf Deutschland endet, ist typisch für ihn: „Der Professor ist begraben, / Ein freier Mann erstand – / Was will ich weiter noch haben? / Hoch lebe das Vaterland!“

Ich danke der Jury für den mich ehrenden Preis, und Ihnen, sehr geehrte Damen und Herren, danke ich für Ihre freundliche Aufmerksamkeit.